

# Die Herrin von Dombrowa

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**

№ 22. 1895.

## Die Herrin von Dombrowa.

Roman von Johannes Emmer.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Frau v. Marbach sprach ihre Befriedigung aus, in Bertrand ihren „Nachbarn“ kennen zu lernen, und betonte dieses „Nachbar“ so nachdrucksvoll, daß Daubrac die Absicht darin fand, ihn darüber zu beruhigen, daß Bertrand ihr nicht mehr als eben ein „Nachbar“ sein würde.

Natürlich erhöhte dies die gute Laune des Barons ungemein; er entfaltete sein ganzes ge-

sellchaftliches Talent und zog alle Register seines Witzes und Geistes. Auch die Dame schien heute bereitwilliger als sonst auf seine Scherze einzugehen, und wenn auch Daubrac es nicht bemerkte, so fanden doch Léon und Natalie, daß Frau v. Marbach etwas aufgeregt sei.

Bei dem Diner hatte Léon wieder einen seiner Einfälle, welche so sehr geeignet waren, Jemand in Verlegenheit zu setzen. Mit der Harmlosigkeit eines „guten Jungen“ wandte er sich an die Dame des Hauses mit der Frage, ob nun auch Bertrand ein Reitpferd erhalten würde.

Daubrac warf Léon einen wüthenden Blick

zu, Frau v. Marbach aber griff die Frage mit einem Eifer auf, als wäre ihr dieselbe äußerst erwünscht gekommen.

„Ich weiß ja nicht,“ bemerkte sie rasch, „ob Herr v. Bertrand überhaupt Reiter ist, und dann, ob ihm meine Pferde genügen.“

„Er reitet wie ein Centaure,“ rief Léon, während Bertrand selbstverständlich höflich versicherte, daß er bereits gehört habe, daß Dombrowa die herrlichsten Pferde der Welt besitze, und es daher eine hohe Ehre sei, ein solches Thier zu besteigen.

„Ihr Freund preist Ihre Reitkunst und macht



Dammbau in Merw. (S. 171)

mich neugierig auf eine Probe derselben. Dann möchte ich auch Ihr Urtheil über meine Zucht hören, Ihr aufrichtiges Urtheil, das sich nicht

blos auf die Komplimente des Herrn Barons gründet.“

Daubrac verwahrte sich dagegen, daß er aus

Schmeichelei übertrieben hätte, und behauptete, Bertrand müsse zu dem gleichen Urtheile gelangen.

„Nun, so lassen wir es auf die Probe an-

kommen," entschied Frau v. Marbach, „wir unternehmen einen Spazierritt.“

Nach einer halben Stunde ging man hinab in den Hof, um zu Pferde zu steigen. Für Bertrand wurde ein Thier vorgeführt, welches kurz gezäumt war wie ein Circuspferd und unverkennbare Zeichen von Unruhe gab. Es war ein brauner Hengst, nach Daubrac's Schätzung schon etwas alt, aber noch ziemlich ungeberdig und offenbar wenig zugeritten. Die Damen und Daubrac saßen schon im Sattel, während Bertrand mit Léon und zwei Knechten sich noch beschäftigte, den Hengst zu beruhigen, der stets Seitensprünge machte, so oft Bertrand den Fuß in den Steigbügel setzen wollte.

Daubrac rief dem Freunde zu: „Tauschen wir die Pferde, ich werde schon fertig werden mit diesem Bucephalus.“ Und schon wollte er sich aus dem Sattel schwingen, da klang es leise, aber scharf und bestimmt ihm in's Ohr: „Thun Sie es nicht.“

Der Baron sah lächelnd Frau v. Marbach an. „Weshalb nicht? Ich fürchte mich nicht —“

„Ich aber würde mich fürchten!“ — Dies rasch hervorgestoßene Wort ließ nur eine einzige Deutung zu, und diese Deutung mußte Daubrac befehlen. Durfte er jetzt noch ungehorsam sein gegen ihren Befehl?

Indessen hatte Bertrand der Sache ein Ende gemacht. Er war einige Schritte zurückgetreten und dann mit kurzem Anlauf über die Croupe des Pferdes weg in den Sattel gesprungen; er wollte zeigen, daß er noch nicht die Leibesübungen vergeren hatte, welche er im Colloge getrieben. Der Hengst machte zwar einen gewaltigen Satz, fügte sich aber dann dem mächtigen Schenkeldrucke seines Bezwingers.

Frau v. Marbach vergaß nicht, ihre Bewunderung über Bertrand's Kraftstück auszusprechen, indem sie noch beifügte, dies mache auf weitere Proben seiner Reitkunst neugierig. Dann schlug die Gesellschaft einen Weg ein, der nach einer hügeligen Landschaft führte, wo kleine Waldbestände mit Wiesen und Kleegründen abwechselten. Man sah ringsum nur üppiges Grün, das dunklere der Waldbäume, das saftvolle der Gräser; nur auf einer engeren Anhöhe stand das Gerüst eines amerikanischen Windrades zum Wasserpumpen, dessen Flügel langsam sich drehten.

Plötzlich hielt Frau v. Marbach ihr Pferd an. „Nun, meine Herren, wenn es Ihnen gefällt, ein kleines Wettrennen zu halten — dort ist der Zielpunkt.“ Sie wies dabei mit der Gerte auf das Windrad. „Wer zuerst von dort zurückkehrt, dem werde als Sieger diese Rose zu Theil.“

Sie nestelte eine Rose los, die sie an den Busen gesteckt hatte, und hielt sie empor.

„Wohlan,“ rief eifrig Daubrac, „geben Sie das Zeichen zum Start!“

„Gemach, mein Herr; vorerst Richtung nehmen, damit Keiner über Benachtheiligung klagen darf,“ erklärte die Dame, und lachend stellten sich die Herren in einer Reihe auf. Dann erscholl das Kommando: „Eins, zwei, drei!“ und nun flogen die Thiere dahin.

Baron Daubrac hatte guten Grund, diesen Vorschlag als ein Zeichen der Gunst für ihn zu deuten; er glaubte die Absicht anzunehmen zu dürfen, ihm einen leichten Triumph zu verschaffen, insbesondere über Bertrand. Er erinnerte sich nämlich, vor drei Tagen an dieser Stelle gewesen zu sein, und da hatte Frau v. Marbach ihn aufmerksam gemacht, daß der nächste Weg zu jener Anhöhe nicht geradeaus über den breiten Wiesenplan, sondern seitwärts durch einen kleinen Buchenbestand führe.

Der Wiesengrund war nämlich, was man von dem Wege aus nicht erkennen konnte, durch einen langgestreckten Erdfall unterbrochen, der eine ziemlich breite und sehr tiefe Schlucht bildete. Infolge irgend einer Katastrophe war vor

Zeiten hier der Boden zerrissen, eine gähnende Kluft hatte sich aufgethan und jenseits derselben sich ein Moor gebildet, dessen schwankender Grund drei Manneshöhen tiefer lag, als der diesseitige Rand. Diesen Moorstreifen wagte Niemand zu betreten, es hieß, man müsse rettungslos in dem trügerischen Schlamm versinken, den Niedgräser und breitblättrige Sumpfdotterblumen verhüllten. Nur dort, wo der Waldstreifen bis an die Schlucht heran sich zog, war eine Art natürlicher Erdbrücke, welche gestattet, hinüber zu gelangen.

Daubrac, der sich schon freute, wie enttäuscht die anderen Beiden wieder umkehren müßten, schlug natürlich sofort die Richtung seitwärts ein, und Léon folgte ihm mehr instinktiv, als aus Ueberlegung; übrigens hatte der gute Junge gar nicht die Absicht, erstlich um den Sieg zu streiten. Ehe der Baron in den schmalen Pfad zwischen den Buchen einbog, warf er einen kurzen Blick zurück und sah, wie Bertrand's Hengst im rasenden Lauf geradewegs über den Wiesenplan der Kluft zujagte.

Jetzt wurde Daubrac doch ängstlich; mit aller Kraft schrie er hinüber: „Hierher, hierher!“ Der Freund schien es aber nicht zu hören, und der Baron vermochte sein Pferd auch nicht mehr zu pariren, das jetzt in das Wäldchen hineinstürmte.

Nicht ganz ohne Besorgniß trachtete nun Daubrac jenseits der Schlucht wieder freien Ausblick zu gewinnen, denn es hatte ihm gedäucht, als ob Bertrand nicht mehr völlig seines Thieres Herr sei.

Es war in der That so; Bertrand hatte den Kappzaun gelockert; kaum aber fühlte der Hengst, der schon bisher dem Reiter zu schaffen gemacht hatte, sich der schmerzenden Fessel entledigt, als er, den Kopf weit vorgestreckt, mit schnaubenden Nüstern und zurückgelegten Ohren ausgriff, so daß im scharfen Luftzuge Bertrand kaum athmen konnte. So hart auch dieser die Zügel aufriß, er vermochte das Thier nicht mehr zu lenken, und machtlos mußte er ihm den Willen lassen.

Da erblickte er vor sich den Erdfall, im nächsten Augenblicke schon fühlte er den Boden unter sich weichen und schwebte eine Sekunde lang in der Luft, das Blut schoß ihm in's Gehirn, eine rothe Wolke legte sich ihm vor die Augen.

Frau v. Marbach war mit Natalie zurückgeblieben, mit einem seltsam funkelnden Blicke sah sie Bertrand nach, und als dieser über den Rand der Kluft hinauschoß, schrie sie laut auf: „Er ist verloren!“

Auch Natalie hatte dem Reiter nachgesehen, eine entsetzliche Furcht ersticke ihre Stimme und bei dem Ausschrei ihrer Herrin wandte sie dieser ihr todtenblaßes Antlitz zu. War es Täuschung, trübte die Aufregung ihre Augen? Sie glaubte zu sehen, was sie noch nie geschaut: ein Lachen auf den Lippen der Herrin von Dombrowa, ein lautloses Lachen, das furchtbar war und das Blut erstarren machen konnte. In der nächsten Sekunde war es verschwunden, das Gesicht der Frau zeigte wieder seinen marmorkalten, unbeweglichen Ausdruck, den nichts, kein Leid und keine Freude, kein Entsetzen und keine Begeisterung zu verändern im Stande schien. Natalie graute es, und doch fühlte sie gerade in diesem Augenblicke, wie schön diese gefühllose Frau sei. Wie sie so da saß, eine hohe Gestalt, mit ihrem Antlitz, das nicht einer Erdentochter, sondern der strengen Pallas-Athene nachgebildet war, mußte sie Bewunderung erregen.

„Mahmud' wird wohl nicht mehr in den Stall zurückkehren,“ sagte sie so ruhig und gleichgiltig, als ob der Hengst nicht auch einen Menschen getragen hätte.

„Herr v. Bertrand —“ preßte mühsam Natalie über die Lippen und die Augen des gut-

herzigen Mädchens schimmerten in Thränen. Mehr vermochte sie nicht zu sprechen.

„Der Baron kehrt zurück,“ erwiderte Frau v. Marbach, „er scheint den Unfall bemerkt zu haben.“ In der That sah man Daubrac wieder aus dem Wäldchen hervorkommen und dann im scharfen Trabe den Rand der Schlucht entlang hinaufreiten zu der Stelle, wo Bertrand niedergebrosen war. Hinter ihm kam Léon, der sich jedoch den Damen zuwandte.

„Sollen wir nicht auch —“ wagte Natalie zu bemerken, doch wurde sie rasch unterbrochen. „Gelüftet es Sie, einen Todten zu sehen? Schonen Sie doch Ihre empfindsamen Nerven!“ Léon näherte sich, und Frau v. Marbach ritt ihm einige Schritte entgegen.

„Ich bin entsetzt über den unglücklichen Unfall,“ begann sie, „und ich muß mir den Vorwurf machen, durch meinen übermüthigen Vorwurf den Tod Ihres Freundes verschuldet zu haben. Wie beklage ich den Armen!“

„Bertrand ist nicht todt,“ stieß Léon hervor und trockenete sich mit seinem Tuche die Stirne.

„Nicht todt?“

„Gottlob nein, er steht drüben im Sumpfe und wartet —“

„Nicht todt?“ rief nochmals Frau v. Marbach aus, als vermöge sie das Unglaubliche nicht zu fassen, dann gab sie ihrem Pferde einen Hieb mit der Gerte und galopirte über die Wiese der Schlucht zu. Den beiden Anderen blieb nichts übrig, als ihr zu folgen.

Léon hatte in der That wahr gesprochen; das schier Unmögliche war geschehen: „Mahmud“ hatte mit einem gewaltigen Sprunge die breite Kluft übersezt. Wohl hatte sich dabei der Hengst überschlagen und den Halswirbel gebrochen; Bertrand aber, aus dem Sattel geschleudert, flog platt hinaus auf den weichen Moorgrund. Der feuchte Schlamm, der sein Gesicht nezte, brachte ihn bald auch wieder zur Besinnung; die Betäubung infolge des Sturzes wich und er versuchte sich aufzurichten. Indessen ging dies nicht so leicht; daß ihn die Glieder etwas schmerzten, kam weniger in Betracht, aber kaum stand er und versuchte einen Schritt zu machen, als er fühlte, wie er einsank. Mit Mühe nur arbeitete er sich vorwärts zu dem todten Rosse, welches auf der Seite lag und schon zu versinken begann. Bis zu den Knien fast im Moorschlamm, hielt Bertrand sich an dem Sattelzeug fest, der vorerst noch einen Halt bot.

Daubrac, der rathlos auf dem diesseitigen Rande stand, schrie ihm allerlei Rathschläge zu, die jedoch leichter zu geben, als auszuführen waren.

Jetzt erschien Frau v. Marbach neben ihm. „Wie ist das geschehen?“ stieß sie hervor.

Daubrac verstand sie falsch und gab zur Antwort: „Das Pferd ging durch, und mein armer Freund vermochte es nicht mehr zu halten.“

Daß die Dame nicht über die Ursache, sondern über den glücklichen Ausgang des Unfalles erregt war, vermochte er freilich nicht zu errathen.

Léon's praktischer Verstand bewährte sich auch jetzt. Während der Baron zwar voll Eifer und Aufregung sprach und Geberden machte, Frau v. Marbach unverwandten Blickes den Geretteten ansah und Natalie voll Mitleid seufzte, hatte Léon ermogen, was zu thun sei.

„Wir müssen Leitern holen, um die Kluft zu überbrücken,“ erklärte er, „Sie gestatten wohl,“ wandte er sich an die Dame, „daß ich nach Dombrowa eile, um Hilfe zu holen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er sein Pferd und trabte eiligst davon.

„Wenn nur die Leute noch rechtzeitig genug kommen,“ flüsterte Natalie, „der Arme sinkt immer tiefer.“

„Sie werden zu spät kommen!“ Frau v. Marbach hatte sicher unabsichtlich dies laut ausgesprochen, denn als Natalie sie erschreckt ansah,

fragte sie herrisch: „Was wollen Sie von mir?“

Die Prophezeiung der Herrin von Dombrowa sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen. In dem Augenblicke, als Léon die Straße erreichte, fuhr ein Wagen einher, beladen mit langen Brettern.

Léon, der nun einmal dazu bestimmt war, in kritischen Momenten gute Einfälle zu haben, überlegte im Nu, daß mit solchen Brettern seinem Freunde Hilfe gebracht werden könnte, und rasch entschlossen befahl er dem Fuhrmann, ihm zu folgen. Leider hatte er vergessen, daß der Pole den französisch gegebenen Befehl nicht verstehen könne; der Bauer zog zwar die Mütze und grinste lächelnd, machte aber keine Miene, das zu thun, was der Reiter wollte. Endlich begriff Léon, daß eine Verständigung nicht möglich sei, und so packte er denn kurzweg das Handpferd bei der Trense, und indem er seinem Thiere die Sporen gab, riß er die Wagenpferde von der Straße weg auf den Wiesenrund, und im schwerfälligen Galop ging es dahin. Der Bauer hatte zuerst verblüfft zugehoben, dann suchte er und lief hintereinander, was keinen anderen Erfolg hatte, als daß die Pferde bei seinem Geschrei erst recht ausgriffen.

Der herannahende Lärm zog die Aufmerksamkeit der kleinen Gesellschaft am Rande der Schlucht auf sich, Frau v. Marbach blickte etwas verwundert auf Léon, da sie nicht gleich errieth, was das Ganze bedeuten sollte; erst als Jener Daubrac zurief, er bringe Material zu einem Brückenbau, begriff sie die glückliche Idee Léon's.

Daubrac war sofort bereit, Hand anzulegen, und Natalie machte den Dolmetsch, um den Bauer aufzuklären, wozu man seine Bretter brauche, der nun auch bereitwillig mithalf.

Das längste Brett wurde herausgesucht, es reichte zwar nicht ganz über die Kluft, ließ sich aber an einer etwas vorspringenden Stelle an der jenseitigen Böschung befestigen. Daubrac war der Erste, der sich auf den schwankenden Steg wagte und glücklich den kleinen Vorsprung erreichte, der etwa mannshoch unter dem Rande lag. Er ließ sich nun ein zweites Brett reichen, das er behutsam über sich in die Höhe hob und nun Bertrand zuschob. Mit einiger Anstrengung gelang es diesem, das Brett zu erfassen, und indem er sich platt mit dem Oberkörper darauf legte, kriechend und schiebend die im Moor steckenden Füße nachzuziehen. So gelangte er an den Rand, ließ sich zu dem Vorsprung herab und in wenigen Sekunden stand er hochaufathmend auf festem Boden.

Wortlos, aber mit herzlich festem Drucke schüttelten ihm die Freunde die Hände, Natalie lächelte ihm halb unter Thränen zu — und Frau v. Marbach?

Sie zog die Nase aus dem Busen und reichte sie Bertrand. „Wer aus diesem Moor lebend zurückzukehren versteht, der verdient es, daß man ihm den Siegespreis reiche, den er zweifellos errungen haben würde.“

„Dann gestatten Sie, den Preis Jenem zu geben, der mich aus der lächerlichen Lage befreit hat,“ erwiderte höflich Bertrand, „Léon allein verdient es, die Nase zu tragen.“

Frau v. Marbach biß sich auf die Lippen und wandte sich ab. „Du hast sie beleidigt,“ flüsterte ihm Daubrac zu.

„Ich beklage es tief,“ fuhr Bertrand fort, „durch meine Ungeschicklichkeit“ — er betonte das Wort absichtlich — „Ihnen den Verlust eines so ausgezeichneten Thieres verursacht zu haben. Ich darf wahrlich nicht murren, wenn Sie mir ernstlich zürnen.“

„Nah, was liegt mir an dem Pferde! Ich muß vielmehr Sie bedauern, daß Sie den Rückweg zu Fuß antreten müssen, zumal in solcher Verfassung.“ Ihr Blick streifte dabei die ziemlich beschmutzte und in Unordnung gebrachte

Kleidung Bertrand's. „Wenn Sie warten wollen, sende ich Ihnen den Wagen.“

Bertrand verwahrte sich dagegen, es sei ja nicht so weit nach Dombrowa, und wenn die Damen so gütig sein wollten, im Schritt zu reiten, so würde er mit Vergnügen nebenher gehen. Die Freunde natürlich wetteiferten, ihm ihre Pferde anzubieten, und riefen Frau v. Marbach zur Schiedsrichterin an, die salomonisch entschied, daß alle Drei zu Fuße gehen sollten. Mit heiterem Jubel wurde der Spruch angenommen und man schickte sich zur Rückkehr an.

Als die Gesellschaft sich entfernt hatte, kroch der Bauer über die Schlucht, um sein Brett zu holen; als er drüben war, dachte er sich, es könne nicht schaden, wenn er auch das Sattelzeug „Mahmud's“ mitnehme; über Nacht würde es ja im Teufelsmoor versinken und dann fände es kein Mensch mehr bis zum jüngsten Tage.

Bedächtig machte er sich daran, den Gedanken auszuführen, was gerade nicht leicht war, denn er durste sich von dem Brette nicht entfernen. Als er nun das Zaumzeug loshäkeln wollte, stutzte er plötzlich, zog die Luft in die Nase ein und beugte sich ganz zu dem Kopfe des Hengstes nieder. Dann fraute er sich hinter den Ohren und grinste, indem er den Kopf hin und her wiegte: „He, he! Hat das Vieh da zu viel Branntwein getrunken! Schade darum, scheint ein guter Schnaps gewesen zu sein.“

Die Herren kehrten nach A. zurück, Bertrand auf seinem Bauernwägelchen, hinter ihm ritten die Freunde. Als sie einmal ein wenig zurückgeblieben, flüsterte Daubrac dem Freunde zu: „Glaubst Du, daß er auf sie Eindruck gemacht hat? Sie gab ihm die Nase.“

Léon schaute den eifersüchtigen Baron groß an. „Wenn ich irgend einen Grund wüßte, warum sie es thue, so würde ich schwören, sie hasse ihn.“

Daubrac sah düster vor sich hin. „Da sie nun keinen Grund hat, ihn zu hassen, so liebt sie ihn.“

„Das ist die Logik der Eifersucht!“

(Fortsetzung folgt.)

### Dammbau in Alerw.

(Mit Bild auf Seite 169.)

Seit im Juli 1886 die transkaukasische Eisenbahn bis Alerw in Centralasien eröffnet wurde, gibt sich die russische Regierung alle Mühe, diese von etwa 200,000 Telle-Turkmenen bewohnte Dase durch Dammbauten, Anlage von Kanälen u. s. w. wieder zu ihrer ehemaligen Blüthe zurückzuführen. Besonders sucht man die aus afghanischen Gebirgen die Schneeschmelze eintritt, steigt der Murgab in riesiger Weise und durchbricht häufig genug seine Dämme. Dann werden in aller Eile die Bewohner der Dase alarmirt und Alles eilt zur Breche, den Riß zu stopfen. Die Turkmenen haben dafür eine sehr einfache und wirksame Methode. Sie verfertigen dicke tonnenartige Wulste aus Erde und Schilfgeschlecht und rollen diese in die Dammlücke (siehe das Bild auf S. 169). Darauf werden zahlreiche starke Knüppel eingetrieben, um sie an der betreffenden Stelle festzuhalten.

### Auf der Musterkammer in einer Hafenstadt.

(Mit Bild auf Seite 172.)

In den deutschen Hafenstädten bestehen sogenannte Musterkammern, welche zum Seemannsamt gehören und Bureau bilden, in denen vor Abfahrt eines Schiffes die Verträge zwischen Kapitän und Mannschaft gerichtlich vollzogen werden. Das Vertragsdokument ist die sogenannte Musterrolle, die zu den wichtigsten Schiffspapieren gehört und sich stets an Bord befinden muß. Sie enthält das Namensverzeichnis der Mannschaft, die Höhe der verschiedenen

Monatsgehälter, die Menge und Beschaffenheit der zu verabreichenden Nahrung — kurz, es ist Alles darin genau verzeichnet, was die beiderseitigen Rechte und Pflichten betrifft. Unser Bild auf S. 172 versetzt uns in eine solche Musterkammer. Der Kapitän hat durch Vermittlung eines Heuerbaas, des berufsmäßigen Agenten für die Anwerbung von Schiffsvolk, die ihm noch fehlenden Mannschaften engagirt, und Alle begeben sich nun vereint auf die Musterkammer zur „Anmusterung“. Die Musterrolle wird aufgesetzt, von Allen zum Zeichen des Einverständnisses unterschrieben, und dann erst hat der Kontrakt zwischen Schiffsführer und Mannschaft gesetzliche Gültigkeit. Ebenso wird nach Rückkehr eines Schiffes die Mannschaft in der Musterkammer verabschiedet.

### Kämpfende Buchfinkenmännchen.

(Mit Bild auf Seite 173.)

Der Edel- oder Buchfink gehört zu unseren hübschesten, muntersten und verbreitetsten Vögeln. Während das Weibchen im Frühling brütet, schlägt das Männchen fast ohne Unterbrechung den ganzen Tag, und jedes andere Männchen in der Nähe erwiedert den Schlag des Nachbarn mit großem Eifer. Sie scheinen sich dabei gegenseitig überbieten zu wollen, wie die Burschen im bayrischen Gebirg beim Trutzliebelsingen, und die Nebenbuhler erhitzen sich immer mehr. Schließlich beginnt meist ein tolles Jagen durch's Gezweig, bis eines der Männchen das andere im wahren Sinne des Wortes beim Kragen packt, und oft beide, unfähig zu fliegen, wirbelnd zu Boden stürzen. Bei solchen mit Schnabel und Klaue ausgefochtenen Kämpfen der Buchfinkenmännchen (siehe unser Bild auf S. 173) setzen diese in ihrer Erbitterung alle Vorsicht mitunter dermaßen außer Acht, daß man sie fast mit Händen fangen kann.

### Das Gespenst der Gräfin St. Aignan.

Erzählung nach alten Akten.

Von Felix Lilla.

1. (Nachdruck verboten.)

Die Sänfenträger der französischen Stadt Agen an der Garonne waren an einem südlich-milden Februarabend des Jahres 1729 in emsiger Thätigkeit, denn eine glänzende Maskerade wurde im Ballhause abgehalten.

Jean und Pierre, zwei dieser dienstfertigen Leute, hatten eben eine als spanische Tänzerin verkleidete Edeldame nach dem Ballhause getragen, als ein schwarz kostimirt und auch schwarz maskirt Herr auf sie zutrat und sagte: „Heda, habt ihr Zeit?“

„Jawohl, Euer Gnaden,“ antwortete Jean.

„Ihr sollt eine Dame abholen. Hier ist ein Livresthaler für eure Mühe.“

„Schön, Euer Gnaden! Aus welchem Hause sollen wir die Dame abholen?“

„Aus gar keinem Hause. Ihr seht von hier aus das hohe eiserne Gitterthor des Friedhofes St. Sulpice. Dort haltet ihr und öffnet den Schlag der Sänfte. Eine Dame wird kommen und schweigend einsteigen — ihr tragt sie hierher.“

Jean und Pierre nahmen die Tragriemen ihrer Sänfte über die Schultern und gingen rasch nach dem nur zweihundert Schritte entfernten Gitterthore des Friedhofes, während der schwarz Maskirte die Freitreppe des Ballhauses hinanstieg.

Als die Beiden vor dem Gitterthor angekommen waren, setzten sie die Sänfte nieder. Der Mond schien hell. Sie schauten nach rechts den Weg, der an der Friedhofsmauer entlang führte, hinunter, nach links in eine schmale Gasse bei der St. Sulpicikirche — keine Dame ließ sich da blicken. Zufällig warf Jean auch einen Blick durch das Gitterthor auf den mondbegeleiteten Friedhof.

Leise flüsterte er seinem Kameraden zu: „Schau doch! Da ist sie ja!“

An einem hohen prachtvollen Grabdenkmale,

nicht weit von der Pforte, stand eine schwarz gekleidete und schwarz maskirte Dame, die sich eben umwandte und nun langsam den breiten Weg nach dem Gitterthore entlang schritt, welches sie öffnete und geräuschlos wieder zuklunkte. Darauf stieg sie schweigend in die Sänfte.

Den beiden Trägern kam dies freilich sonderbar vor. Doch in ihrer Berufstätigkeit an allerlei seltsame Abenteuer mit vornehmen Herrschaften gewöhnt, machten sie sich kein Kopfzerbrechen darüber, sondern erfüllten pflichteifrig die ihnen übertragene Dienstleistung. Mit aller Sorgfalt trugen sie die Dame vom Friedhofe nach dem Portal des Ballhauses, wo sie schweigend ausstieg.

Der schwarz Maskirte trat aus dem Schatten

einer Säule hervor und sagte zu den Sänfte-trägern: „Ich mieth' euch für zwei Stunden. Hier sind zwei Livresthaler!“

„Danke, Euer Gnaden!“ rief Jean. „Was sollen wir dafür thun?“

„Ihr wartet hier bis nach Mitternacht und seid zur Verfügung dieser Dame. Wenn sie hier wieder erscheint und in die Sänfte steigt, so bringt ihr sie sofort dorthin, wo ihr sie abgeholt habt.“

„Nach der Friedhofspforte also. Sehr wohl, Euer Gnaden!“

„Und kein Geschwätz darüber!“

„O, wir kennen unsere Pflichten als Sänfte-träger. Euer Gnaden sollen bestens bedient werden.“

Der Maskirte nickte. Er faßte den Arm der geheimnißvollen schwarzen Dame und ging mit ihr hinauf nach dem Ballsaale.

Ein Taumel des Aberglaubens hatte seit dem Jahre 1727 zuerst in Paris und dann auch in den Provinzen Frankreichs viel schwärmerische Gemüther ergriffen. Das Uebernatürliche übte eine dämonische Anziehungskraft aus. Auf dem Grabe des Francois de Paris auf dem Friedhofe St. Medarde geschahen angeblich Zeichen und Wunder. Die Geister Verstorbener erschienen, Kranke wurden plötzlich geheilt, und Gesunde fielen in Konvulsionen. Man nannte die eifrigsten Anhänger dieser geistigen Epidemie deshalb „Konvulsionäre“. Zahllose Schriften



Auf der Musterkammer in einer Hafenstadt. (S. 171)

für und wider erschienen. Die Aufgeklärten und Freigeister spotteten; doch vergeblich; die Schwärmerei war zu übermächtig.

Zu den für solchen Aberglauben empfänglichen Schwärmern gehörte auch der junge Graf Philibert de St. Mignan, einer der reichsten Kavaliere in Guienne, Besitzer großer Güter und eines schönen Palastes in Agen. Etwa ein Jahr zuvor war seine von ihm über Alles geliebte Gemahlin Hortense gestorben. Das Andenken an sie verließ ihn nicht. Nach ihrem Tode versank er in Schwermuth, bis dieselbe im Verlaufe der alle Seelenschmerzen lindernden Zeit doch endlich gemildert wurde durch eine aufkeimende neue Liebe.

Eine junge vornehme Dame, Marion de Caylus, bei welcher er dieselben Vorzüge des Herzens, des Geistes und der Schönheit zu entdecken glaubte, die einst seine theure Hingeschiedene geziert, fesselte ihn mit Allgewalt, und er

wurde auch wieder geliebt. Bereits hatte die Verlobung stattgefunden. Mit seiner Braut und deren Mutter, der Marquise de Caylus, befand er sich auf dem Maskenballe.

Die beiden Damen saßen auf dem Divan in einer Ecke des Saales. Neben ihnen stand Graf Philibert im malerischen Kostüm eines Kreuzritters. Die Drei waren maskirt, wie auch alle anderen Theilnehmer, die da vor ihnen umherwogten und sich amüßten, Edelleute mit ihren Damen, Offiziere der Garnison, hohe Beamte und andere Würdenträger.

Seltam! Der junge Graf sah liebevoll seine Marion an und dachte doch im Stillen dabei an seine verstorbene Hortense, die einst auch als fröhliche Braut mit ihm in diesem selben Saale an prunkvollen Feilichkeiten theilgenommen. Und nun schlummerte sie drüben unter der Erde in dem Erbbegräbniß auf dem Friedhofe St. Sulpice.

Während er in solche schwermüthige Gedanken

vertieft war, klopfte ihm plötzlich ein schwarz gekleideter und maskirter Kavalier leicht auf die Schulter und flüsterte ihm in's Ohr: „Erlauchter Kreuzritter, Deine Hortense läßt Dich grüßen! Es ist eine Dame aus dem Jenseits da, welche Dich zu sprechen verlangt. Willst Du Genaueres erfahren, Philibert de St. Mignan, so folge mir!“

Und der unheimliche Unbekannte schritt langsam davon, mitten durch das bunte Maskengewühl.

Der Graf war erstaunt und bestürzt über die räthselhafte Rede des seltsamen Sendboten, welcher ihn trotz der Verkleidung erkannt hatte. Er flüsterte seiner Marion zu: „Ich komme bald wieder, mein theures Herz!“ und folgte dem Unbekannten.

Der schwarze Kavalier schlüpfte aus einer Seitenthür des Saales, und Graf Philibert ging ihm nach. Beide befanden sich nun auf einem langen Gange.



Kämpfende Buchfinkenmännchen. (S. 171)

„Mein Herr!“ rief St. Nignan.

„Kommen Sie nur,“ versetzte der Unbekannte.

„Wer sind Sie?“

„Ein Bote aus dem Jenseits.“

„Sie wagen mit mir zu scherzen?“

„Maskenfreiheit, Herr Graf!“

Er öffnete am Ende des Ganges eine Thüre und schob die innen niederhängende faltenreiche Portiere auseinander.

„Treten Sie ein, Herr Graf, wenn ich bitten darf!“

In diesem Augenblicke fing das Orchester im Ballsaale an, eine sanfte, gedämpfte Musik zu spielen. Etwas beunruhigt und doch auch neugierig trat St. Nignan in das Zimmer ein, welches von einer Ampel matt erleuchtet wurde. Der Thüre gegenüber, einige Schritte vor dem Ramin, stand eine schwarz gekleidete und ebenso maskirte Dame.

„Philibert! Philibert! Philibert!“ sprach sie langsam, „so kommst Du also doch noch einmal zu mir?“

Der Graf erbehte. Das war genau die Stimme seiner Hortense, nur etwas verschleiert. Auch Gestalt und Haltung erinnerten ihn an die Verstorbene. Er schaute sich um nach dem Unbekannten, der ihn hergeführt. Derselbe war verschwunden.

„Was soll das bedeuten?“ fragte St. Nignan unmuthig und doch auch erschüttert. „Was bezweckt dies frede Gaukelspiel?“

Die schwarze Dame versetzte feierlich: „Entfinnst Du Dich, Philibert, eines schönen Abends im Mai vor bald zwei Jahren? Wir saßen in der Jasminlaube, lauschten dem Gesange der Nachtigallen und küßten uns. Und Du sagtest voll Innigkeit: O Hortense, auch nicht der Tod soll uns trennen, so treu verbunden sind unsere Herzen! Auch im Tode wollen unsere Seelen stets vereinigt sein! — Ist's nicht so?“

Ein Schauer durchrieselte den Grafen. Ja, das waren genau dieselben Worte, die er einst zu seiner Hortense gesagt hatte.

Die schwarze Dame redete monoton weiter: „Und jetzt? O Philibert! Einst war Dein Gedanke im Wachen wie im Traume: Hortense! Ach, und jetzt widerhallt in Deiner Seele ein anderer Name: Marion! — Ist das Deine Treue? O Philibert, Deine Hortense findet keine Ruhe in ihrem Grabe!“

St. Nignan stieß einen heiseren Schrei aus. „Blindwerk der Hölle!“ keuchte er. „Ich will des Todes sein, wenn ich Dich nicht entlarve!“

Und er stürzte auf die geheimnißvolle Erscheinung zu.

Da ließ diese ihre schwarze Atlasmaske fallen, und ein Totenkopf grinste den jungen Edelmann an, zugleich streckte sich eine Knochenhand drohend gegen ihn aus.

Das war zu viel! Der junge empfindsame Graf wurde wahrhaft niedergeschmettert von der furchtbaren Gemüthserschütterung — er wankte, stieß einen Schrei aus und fiel befinnungslos auf den Teppich.

Aus den Falten der Portiere hervor trat der schwarze Kavalier und neigte sich über den Bewußtlosen, während die Dame mit dem Totenkopf wieder ihr Antlitz mit der schwarzen Atlasmaske verhüllte.

„Sie haben Ihre Rolle meisterhaft gespielt,“ sagte er leise. „Nach diesem Vorgange ist es sicher: Graf Philibert wird die schöne Marion nicht heirathen!“

Beide verließen dann das Zimmer und gingen nach der Vorkhalle. Zuerst trat die schwarze Dame aus dem Portal. Schweigend stieg sie in die ihrer harrende Sänfte und wurde fortgetragen. Gleich nachher ging der schwarze Kavalier sehr rasch nach der entgegengesetzten Seite.

Vor dem Friedhofsthore setzten Jean und Pierre die Sänfte nieder. Die geheimnißvolle

Dame stieg aus und schritt langsam den breiten Friedhofsweg entlang nach demselben Grabe hin, von welchem sie hergekommen war.

Die Sänfenträger, im höchsten Grabe neugierig, schauten ihr nach. Als sie bei dem hohen prachtvollen Marmordenkmal angelangt war, wandte sie sich um.

In diesem Augenblicke erklangen die zwölf dumpfen Schläge der Mitternachtsstunde vom Thurme der Kirche St. Sulpice. Die geheimnißvolle Dame, umflossen von lichtigem Mondganz, nahm die schwarze Atlasmaske ab. Jean und Pierre stießen Schreie des Entsetzens aus, rafften ihre Sänfte auf und liefen davon.

Als die Dame sich unbeobachtet sah, nahm sie auch die zweite, die Totenkopfmaske ab. Sie wollte nun vom Grabe sich entfernen. Aber als sie sich zum Gehen anschickte, fühlte sie sich am Saume ihres schwarzen Gewandes zurückgehalten, und zwar nicht etwa von einem Dorn oder Nagel — nein, es war unverkennbar: etwas Lebendiges riß und zog sie am Kleide.

Namenloses Entsetzen packte die durch die Umgebung, die Nachtstunde und die vorhergegangene Scene ohnehin schon im höchsten Grabe aufgeregte Dame. In ihrem erhitzten Gehirn hatte nur der eine Gedanke Raum: daß es die im Grabe ruhende Gräfin Hortense de St. Nignan sei, die sie zur Strafe für den begangenen Betrug zu sich herabziehen wolle.

Einen gellenden Schrei stieß sie aus, riß sich gewaltsam los, rannte wie eine Wahnsinnige vom Grabe weg, durch das Gitterthor, dann an der Friedhofsmauer entlang und auf einem schmalen Pfad zwischen Gärten und Weinbergen weiter bis in ein großes düsteres Gehölz, das sich vor der Stadt ausbreitete.

Die Maske war kaum seit drei Minuten vom Friedhofe verschwunden, da rollte eine Kutsche heran und hielt nahe dem Gitterthore. Aus derselben stieg der schwarze Kavalier, noch immer maskirt. Er sagte einige Worte zu dem Kutscher, und lief dann eilends auf den Friedhof.

Vergebens schaute er sich um, kein Mensch ließ sich blicken. Dann rief er mit gedämpfter Stimme: „Fanchon Jadis!“

Keine Antwort. Nur der Nachtwind raschelte in den Büschen.

Der Unbekannte schien sehr beunruhigt. Er murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen. Dann rief er noch einmal und lauter: „Fanchon Jadis!“

Wieder keine Antwort. Er vernahm nur ein leises Knurren, und als er aufmerksam hinschaute, gewahrte er einen kleinen Hund, der zwischen den Grabhügeln umherlief.

Nachdem er zum dritten Male vergeblich gerufen, murmelte er nachdenklich: „Die Schelmin hat mich also doch betrogen, so scheint es, und sich aus dem Staube gemacht! Sie ist sicher nicht zum zweiten Male auf dem Friedhof gewesen; sie hatte wohl zu große Angst. Nun, wenn sie kein Geld mehr hat, wird sie sich wohl wieder bei mir melden!“

Davon überzeugt, daß ein längerer Aufenthalt auf dem Friedhof überflüssig sei, verließ er denselben, stieg in seinen Wagen und sagte zum Kutscher: „Nach Hause!“ Und die Karosse rollte aus der Stadt und draußen in mond heller Nacht die Landstraße nach Billeneuve entlang.

## 2.

Als die Mitternachtsstunde schlug, fand im Ballsaale die Demaskirung statt. Marion de Caylus erwartete immer noch die Rückkehr ihres Bräutigams, etwas ungeduldig zwar, doch hegte sie keine Besorgnisse.

Da geriethen zufällig zwei junge Damen in jenes entlegene Zimmer. Als sie die Thüre öffneten, sahen sie den auf dem Teppich liegenden anscheinend leblosen maskirten Kreuzritter.

Sie erhoben sofort ein lautes Geschrei, alle Welt lief herzu, der ganze bunte, glänzende Schwarm, auch die Braut St. Nignan's.

Marion kniete nieder und löste die Maske vom Gesicht des Geliebten.

„Ach mein Gott, was ist mir Dir geschehen, Philibert?“ rief sie schluchzend.

„Bitte, meine gnädigsten Herrschaften, lassen Sie mich durch!“ sagte eine freundliche Bassstimme.

Ein ällicher Herr, als Astrolog kostümir, drängte sich durch den Schwarm der Kavalier und Edeldamen. Es war Doktor Duponchel, der angesehenste Arzt in Agen und auch St. Nignan's Hausarzt. Stets vorsorglich, hatte er sein kleines Besteck bei sich. Durch geeignete Mittel und einen Aderlaß rief er bald Lebenszeichen bei dem Ohnmächtigen hervor. Dann beobachtete er ihn eine Minute lang sehr genau. Marion's Mutter befragte ihn leise. Er wiegte bedenklich das Haupt und antwortete: „Wir werden sehen. Jetzt nur schnell nach Hause.“

Der kranke junge Graf wurde sorgsam nach seinem Palais getragen. Er lag noch mehrere Stunden sprachlos; dann begann er zu phantastischen und seltsamen Reden zu führen. Er sprach von seiner verstorbenen Gemahlin, welche ihm geheimnißvoll erschienen sei auf dem Balle als Gespenst des Grabes mit Totenkopf und Knochenhand.

Duponchel hielt natürlich dies Alles für Fieberwahn. Aber am folgenden Tage gerieth er auf andere Gedanken. Wie ein Lauffeuer hatte sich nämlich eine merkwürdige Kunde in der Stadt verbreitet. Die Sänfenträger Jean und Pierre hatten schauernd erzählt, daß sie in der letzten Nacht in ihrer Sänfte ein weibliches Gespenst, eine schwarze Dame mit einem Totenkopf, vom Friedhofe St. Sulpice nach dem Ballhause und nach einiger Zeit von dort wieder nach dem Friedhofe getragen hätten.

Die Polizei wurde darauf aufmerksam, und auch Duponchel setzte sich mit derselben in Verbindung, indem er dem ersten Beamten von den Fieberphantasien des Grafen St. Nignan Kenntniß gab. Die beiden Sänfenträger wurden verhört. Mit einer Bestimmtheit, die keinen Zweifel an der Wahrheit ihrer Worte zuließ, berichteten sie genau alle Umstände des umheimlichen nächtlichen Abenteuers.

Der Polizeichef und einige andere Beamte begaben sich mit Jean und Pierre nach dem Friedhofe. Auch Duponchel war mit dabei. Die Sänfenträger bezeichneten das Grab, wo sie das Gespenst zuerst und zuletzt gesehen. Es war das prunkvolle Erbbegräbniß des gräflichen Hauses St. Nignan.

Während sie noch da standen und über diese unbegreifliche Sache nachdachten, bemerkten sie einen hübschen kleinen Hund. Duponchel sagte: „Es ist der Lieblingshund der verstorbenen Gräfin. Das Thierchen scheint zu wissen, daß seine gütige Herrin hier begraben liegt. Ehe der Graf sich wieder verlobte, hatte er die Gewohnheit, täglich diesem Grabe einen Besuch abzustatten, und der kleine Hund lief stets mit ihm. Zuweilen läuft der Hund aber auch allein hierher — durch die Gitterstangen der Pforte kann er leicht schlüpfen — und bringt die Nacht hier zu.“

Am dritten Tage kam etwas Licht in das Dunkel. Einige Knaben, welche hinter dem Friedhofe St. Sulpice spielten, fanden da eine Totenkopfmaske von weißem Seidentaffet und eine aus Holz kunstvoll geschnitzte Skeletthand. Es war wohl klar, daß diese Gegenstände mit der Geisteserscheinung in Verbindung stehen mußten. Aber zu welchem Zweck war diese unheimliche Mummerei gespielt worden?

Am Vormittag des vierten Tages nach dem Vorfall, als Doktor Duponchel eben das Palais des Grafen verlassen hatte, dessen Zustand noch

so bedenklich war, daß man glauben mußte, er würde entweder bald dem Tode oder dem Wahnsinn verfallen, lief ihm der Hospitalarzt Guerin entgegen und rief: „Herr Kollege, ich wollte Sie eben holen! Kommen Sie geschwind in's Hospital! Einige Bauern aus dem Dorfe Martory haben vor einer Stunde ein Frauenzimmer eingebracht, welches sie im schrecklichsten Zustande im Walde fanden. Die Person steht jedenfalls mit der Gespenstergeschichte in engster Verbindung.“

Eilends begab sich Duponchel mit Guerin nach dem Hospital. In einem Zimmer desselben fanden sie die Kranke, bewacht von einer Wärterin.

Sie lag offenbar im Fieber, denn sie stieß allerlei den Zuhörern unverständliche Reden aus.

„Zupfst Du schon wieder? Willst Du mich holen?“ tönte es in herzerreißendem Jammer von ihren Lippen. „Ich bitte Dich, verschone mich. — Ich weiß, Du bist die Gräfin St. Aignan. Ach, ich will es ja nicht wieder thun. — Der verfluchte Chevalier!“

„So phantasirt sie fortwährend,“ sagte der Hospitalarzt.

„Jetzt begreife ich den Zusammenhang,“ flüsterte ihm Duponchel zu. „Hier ist das Werkzeug, dessen sich der Anstifter einer furchtbaren Intrigue bediente.“

Er faßte die Hand der Kranken und sagte: „Unglückselige, erleichtern Sie Ihr Gewissen durch ein offenes Bekenntniß. Von der zupfenden Geisterhand will ich Sie erlösen.“

Sie sah ihn fragend an.

„Sie waren in der Freitagsnacht auf dem Friedhofe St. Sulpice, verkleidet, mit einer Todtenkopfmaste unter einer schwarzen Atlastmaste?“

Sie nickte.

„Da wurden Sie um Mitternacht auf unheimliche Art am Kleide gezupft?“

„Ja, ja,“ stieß die Kranke schauernd hervor. „Es war keine Geisterhand, es war der kleine Hund der Gräfin St. Aignan, der die Gewohnheit hat, zuweilen die Nacht am Grabe seiner todtten Herrin zuzubringen. Ich habe am folgenden Tag den Hund selbst gesehen, er spielte noch mit dem schwarzen Fexen, den er von Ihrem Kleide abriß.“

Sie dachte nach, ihr Gesicht hellte sich auf, dann fragte sie leise: „War es wirklich so?“

„Ja, das kann bewiesen werden.“

Sie strich mit den Händen die wirren Haare aus der Stirn, athmete erleichtert auf, sah Duponchel dankbar an und sprach leise: „Ich will Alles bekennen!“

Der Polizeichef und andere Justizpersonen wurden geholt und man protokolirte folgendes Bekenntniß:

„Ich heiße Fanchon Jadis, bin einundzwanzig Jahre alt, Schauspielerin, von frühesten Jugend an auf der Bühne heimisch. Wegen meiner Häßlichkeit war ich immer die böse Fee, die häßliche Zauberin, der tolle Kobold, das unheimliche Gespenst in den witzigen Possenspielen der Herren Lesage und Orneval, die wir in den südlichen Provinzen spielten. In dem Städtchen Moissac führten wir eine Ferie auf, in welcher ich als Gespenst mit einem Todtenkopf erschien. Leider machten wir sehr schlechte Geschäfte. Eines Tages kündigte unser Direktor uns an, daß er bankerott sei. Jetzt war ich schlimm daran, denn meiner Wirthin schuldete ich sechsundachtzig Livres und mein Vermögen bestand in wenigen Franken. Ich hatte keine Aussichten, keine Hoffnungen, und war der Verzweiflung nahe. Da kam plötzlich meine Wirthin herein und rief freundlich:

„Alles wird noch gut, Fräulein! Hier ist ein Theaterdirektor aus Marseille, der hat Sie spielen sehen und ist entzückt von Ihrem Talent; er will Sie engagiren!“

Ich war höchst erstaunt und erfreut über

diese plötzliche günstige Wendung meines Schicksals. Der angebliche Theaterdirektor schickte die Wirthin fort und sagte:

„Ich bin im Theater gewesen. Niemand versteht so bewunderungswürdig, wie Sie, das Gespenst mit dem Todtenkopf zu spielen. Und der Wohlklang Ihrer Stimme ist täuschend ähnlich der Stimme einer jungen Dame, die nun im Grabe ruht. Ich engagire Sie, bezahle Ihre Schuld und gebe Ihnen dreihundert Livres Vorfuß. Wollen Sie morgen mit mir reisen?“

Unter Thränen des Dankes nahm ich seine Vorschläge an. Wir reisten ab, aber nicht nach Marseille, sondern nach einem kleinen Schlosse bei Villeneuve. Er sagte dann:

„Ich bin der Chevalier de St. Aignan, ein Vetter des Grafen gleichen Namens, dessen Titel und große Güter mir von Rechtswegen zufallen, wenn er ohne Erben stirbt, was bald geschehen kann, denn er ist leidend. Er will sich nun wieder vermählen — ganz gegen mein Interesse. Auf diese Verhältnisse hat das Stückchen, welches aufgeführt werden soll, und wofür ich Sie engagire, Bezug. Es sind drei kleine Scenen; die erste spielt auf einem Friedhof, die zweite auf einem Maskenball, die dritte wieder auf einem Friedhof; jede dauert nur wenige Minuten.“ — Ich erschrak heftig. Aber er beruhigte mich und sagte: „Mißlingt der Streich, so ist's ein Maskenscherz, und man kann uns nichts anhaben. Gelingt derselbe aber, so erhalten Sie tausend Livres bar und eine lebenslängliche Jahresrente von zwölfhundert Livres.“

— Das war also eine gute Verforgung für's ganze Leben! Ich ließ mich von der Lockung blenden und willigte ein. So führten wir den Streich aus. Die feierlichen Worte, welche ich als Gespenst der Gräfin dem Grafen sagte, hatte mir der Chevalier in den Mund gelegt, der während eines Besuchs bei seinem Vetter einst Gelegenheit gefunden, ein vertrauliches Gespräch desselben mit der Gräfin zu belauschen. Mit gewohnter Routine führte ich meine Rolle durch. Das zweimalige Verweilen auf dem Friedhofe freilich erregte mein Gemüth, und ich empfand Grauen vor mir selbst. Aber der Chevalier hatte es durchaus so gewollt; der Anschein, daß die Gräfin St. Aignan ihr Grab verlassen habe und wieder dahin zurückgekehrt sei, sollte unwiderleglich sein. Und gerade daran scheiterte dann seine böse Absicht! Ich wählte mich plötzlich von einer Geisterhand ergriffen und lief davon, von gräßlicher Angst gepackt, geheßt von den Qualen des bösen Gewissens. Ich wähnte mich beständig verfolgt von der Geisterhand der todtten Gräfin, irrte umher, Tag und Nacht, ich weiß nicht, wie lange, bis mitleidige Bauern mich fanden.“ —

Der Chevalier de St. Aignan war ein vornehmer Herr, dem damals die Justiz nicht so ohne Weiteres beikommen konnte. Man schickte einen Bericht über den Vorfall an den König — oder vielmehr an den allmächtigen Premierminister Fleury. Dieser erließ einen geheimen Haftbefehl gegen den Chevalier. Aber rechtzeitig hatte derselbe Kenntniß von der Gefahr erlangt, die ihn bedrohte; er flüchtete nach Spanien und begab sich später nach Westindien, wo er verscholl.

Die Schauspielerin Fanchon Jadis wurde, wie unsere Quelle, ein alter attemmäßiger Bericht, angibt, in ein „Versorgungshaus“ gebracht.

Sorgsam wurde dem kranken Grafen Philibert de St. Aignan der wirkliche Sachverhalt begreiflich gemacht, und es gelang, seine Gesundheit wieder herzustellen. Er vermählte sich mit Marion de Caylus und lebte mit ihr lange Jahre, von Wahngelübden ungestört, in Glück und Frieden.

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Die jüngsten und die ältesten Eheleute.** — Die Heirathsfähigkeit ist auf dem ganzen Erdenrund bei civilisirten und nichtcivilisirten Völkern an eine gewisse, durch Gesetz oder Herkommen genau bestimmte untere Altersgrenze gebunden. Am niedrigsten ist dieselbe in Indien, wo Kinder im zartesten Alter miteinander verheirathet werden, so daß Brautpaare, welche zusammen noch nicht zehn Jahre zählen, keineswegs selten sind; am höchsten jedoch in einigen Kantonen der Schweiz und in Nordamerika. Früher wurden in der Union zur Heirathsfähigkeit blos 16, also genau so viele Jahre wie in Rußland gefordert, allein da nicht wenige der die Trauung Begehrenden erheblich jünger waren, und Pfarrer, Richter und Magistratspersonen nicht entscheiden konnten, ob sie das gesetzliche Alter hatten, weil in Amerika beim Eheschluß keinerlei Papiere erforderlich sind, so fand eine Hinausschiebung der Heirathsfähigkeit beim Weibe um zwei, beim Manne aber um vier Jahre statt. Er muß also derzeit 20 Jahre sein, oder, wie ein Kenner amerikanischer Verhältnisse bemerkt, wenigstens so alt zu sein scheinen. Dieses Gesetz gilt Vielen als sehr strenge, und der Tag seiner Einführung — es war der 1. Oktober 1885 — ist ein Tag des Jammers gewesen. Ganz Nordamerika beklagte sich damals über den unleidlichen Druck von oben und pries die Regierung von Pennsylvanien, welche voll Mitleid mit Allen, deren Vereinigung für's Leben entweder das „Rein“ der Eltern, oder allzu große Jugend entgegen stand, jenes Gesetz auf ihrem Gebiete erst um Mittag den 3. Oktober 1885 in Kraft treten ließ. Da dies vorher gehörig fund gemacht worden war, fand damals in Pennsylvanien ein wahres Massenheirathen solcher Personen statt, denen es an den gesetzlich erforderlichen Jahren mangelte. Das jüngste Pärchen war zusammen nur 28 Jahre alt. Der Prediger, an den sich die jungen Eheleute wandten, wollte anfangs von dieser Kinderheirath nichts wissen, allein auf ihre Versicherung hin nahm der würdige Mann an, daß sie das nach dem alten Gesetze erforderliche Alter von 16 Jahren besäßen. So fand die Trauung statt.

Ein Ehemann von 14 Jahren! Man wird ihn für den jüngsten halten, der jemals dagewesen. Allein gemach, es hat noch Jüngere gegeben. Der Erbprinz Heinrich von Nassau-Saarbrücken z. B. wurde in seinem elften Jahre mit der sieben Jahre älteren Prinzessin Maximiliane von Montbarry verlobt, und die Vermählung am 6. Oktober 1779 wirklich vollzogen. Auch Ludwig XIV. wurde sehr frühzeitig Bräutigam und wäre, wenn er nicht entschieden widerstrebt hätte, bereits im Jahre 1649, also in seinem 11. Lebensjahre, mit der spanischen Infantin Anna, einem Kinde von 6 oder 7 Jahren, vermählt worden. Thatsächlich befand sich diese jüngste aller Bräute zur Erziehung am französischen Hofe, aber ein so gutes und reizendes Kind sie auch war, sie hatte doch das Unglück, ihrem Bräutigam zu mißfallen, und mußte endlich nach Madrid zurückgeschickt werden. Uebrigens pfliegten im vorigen Jahrhunderte die Reichen und Bornehmen Frankreichs ihre in den Klosterschulen befindlichen Töchter oft schon im zarten Alter von 10 bis 12, höchstens aber mit 13 Jahren zu verheirathen und nach der Hochzeit noch ein paar Jahre im Pensionat zu belassen; ein Verfahren, welches die Romantik des Pensionats gezeitigt und nicht wenige Entführungen verschuldet hat. Heutzutage hat dergleichen Mißbräuchen das Gesetz Schranken gezogen, und es ist überall, wenn schon nicht ganz unmöglich, so doch sehr schwer, den Mangel der Heirathsfähigkeit, insofern derselbe in allzu großer Jugend besteht, zu bemänteln. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß an Bräuten und Bräutigamen unter 16 Jahren der größte Mangel herrscht.

Dahingegen gibt es uralte Brautleute genug. Nach oben zu ist nämlich die Heirathsfähigkeit eine völlig unbeschränkt, und so hat erst kürzlich Hiram Lester, ein Jüngling von 124 Sommern, Miß Mary Moseley, ein junges Ding von 81 Lenzen, geheirathet. Die Trauung fand in Atlanta, der Hauptstadt des amerikanischen Staates Georgia, statt, und zwar im Theater, welches kaum die herbeigeströmten Schaaren der Schaulustigen zu fassen vermochte. Dergleichen ist eben amerikanisch! Der Baron Longueville hinwiederum, ein Pariser Rentier, verheirathete sich von seinem 70. bis 110. Lebensjahre nicht weniger als fünfmal. Auch Herr Feodor v. Freimann, ein ehemaliger russischer Offizier, vermählte sich in seinem durch amtliche Dokumente bezeugten Alter von 100 Jahren mit einem jungen Mädchen von 17 Jahren

und lebte, durch die Geburt zweier Knaben beglückt, noch volle 15 Jahre. Noch älter als Freimann, nämlich 114 Jahre, war Hadshi Suliman aus Geridje bei Konstantinopel, als er vor 6 Jahren neuerlich in den Ehestand trat, um, wie er sagte, seinen Namen nicht aussterben zu lassen; und Suliman Saba, ein bosnischer Türke, zählte 126 Jahre, als er den Gedanken faßte, sich abermals zu verheirathen.

Nun sollte man glauben, daß die vorangeführten Männer die ältesten Freier gewesen sind, allein dem ist nicht so. John Surrington, ein Norweger, stellt sie Alle in den Schatten. Er heirathete nämlich im Alter von 149 Jahren zum dritten Male, und an seinem Grabe, in das er 1797, 160 Jahre alt gesunken ist, trauerte ein 103jähriges und ein 9jähriges Söhnlein.

**Erhaltung durch Torf.** — Unter den mannigfachen eigenthümlichen Erscheinungen, welche der Torf darbietet, ist seine Eigenschaft, Leichname in unverwestem Zustande zu erhalten, eine der merkwürdigsten, und um so auffallender, da der Torf selbst ein

Produkt der Verwesung ist. Im Juni 1747 entdeckte man beim Torfstechen auf der Insel Arholm unter einer 6 Fuß dicken Torfschicht den Leichnam einer Frau. Sowohl der Körper als die Kleider waren wohl erhalten. Ihre alterthümlichen Sandalen ließen auf das Zeitalter schließen, in welchem sie lebte und hiernach mußte sie mehrere hundert Jahre lang in dieser feuchten Grabstätte zugebracht haben. In einem Torfmoor auf dem Gute des Grafen Moira in Irland ward ein männlicher Leichnam in einer Tiefe von 4 Meter gefunden. Er war ohne alle Spuren von Verwesung, und das härene Kleid, womit er bekleidet war, ließ auf ein bedeutendes Alter des Leichnams schließen.

Daß man die erwähnte Eigenschaft des Torfs vor mehr denn zweihundert Jahren kannte, zeigt ein in den Schriften der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London erzählter Versuch. Die Leichname zweier Personen wurden 1674 ungefähr ein Meter tief in nassem Torf begraben und nach 28 Jahren und 9 Monaten untersucht. Die Farbe ihrer Haut

glich ganz der natürlichen eines lebenden Menschen, und ihr Fleisch war noch ebenso weich, wie bei neuverstorbenen Personen.

Die wahrscheinliche Ursache dieser Erscheinung ist folgende: Der Torf entzieht durch eine ganz besondere Zersekung mehrerer Pflanzengattungen im stillstehenden Wasser. Auf dem Festlande findet sich nicht selten Torf von Meerpflanzen, und dieser ist dann ohne Zweifel der älteste und reicht in die Vorwelt hinauf. Die Bildung des Torfmoors beginnt mit der Zersekung desjenigen Theils der Pflanzen, welcher oberhalb des Wassers der Einwirkung der Luft ausgesetzt ist, und die Pflanze wird vom Sauerstoffe der Luft bis auf einen kleinen aus Erde und Kohlenstoff bestehenden Antheil verflüchtigt. Dieser Rest ist der sogenannte Humus von schwarzer Farbe; die unter Wasser befindlichen Pflanzen oder Pflanzentheile zersetzen sich jedoch ungleich langsamer und gerather, vom Sauerstoff der Luft ganz getrennt, in eine Gährung von ganz eigenthümlicher Art. Die Produkte dieser Zersekung sind der Gerbstoff, der

### Humoristisches.



Nur wer die Liebe kennt, weiß, was ich leide.  
Madame: Warum so traurig und freibleig, Visette; ist Ihr Schatz auch im Wandver?  
Köchin (trauernd): Ja, alle drei, gnädige Frau!



Er hat Angst.  
Frau: Wie Du nur immer so lange im Wickshaus sitzen kannst; denkst Du denn gar nicht an mich?  
Mann: Eben deswegen.

sich dem Wasser beimischt, und eine ölige Substanz, welche nach der verschiedenen Beschaffenheit ihrer Grundstoffe bald als Erdöl, bald als Naphtha, bald als Asphalt, gleichfalls eine ölige Substanz, vorkommt.

Merkwürdig ist jene Torfart, welche bei Soissons gefunden wird, und von dem obigen und anderen brennbaren Stoffen in dem Grabe durchdrungen ist, daß sie, befeuchtet, sich an freier Luft entzündet. Diese Eigenschaft rührt zunächst von einem Antheil feinen Schwefelkieses her, womit der Torf vermischt ist. Nun ist es bekannt, daß die Ägypter ihre Leichname mit dem oben erwähnten Asphalt einbalsamirten, und so können wir den Schluß ziehen, daß die natürliche Einhüllung jener Leichname im Asphalt des Torfes ebenso die Ursache ihrer Erhaltung war, als die künstliche Anwendung desselben Stoffes bei den Verstorbenen im alten Egypten. [C. T.]

**Ein zerstreuter Gatte.** — Der bekannte Professor Thomafius in Königsberg war zerstreut, wie alle Professoren. Eines Tages fiel es ihm auf, daß seine Frau ihm einen großen Strauß auf seinen Schreibtisch stellte.

„Was soll denn das bedeuten?“ frug er erstaunt.  
„Einfach, daß heute Dein Hochzeitstag ist!“ erwiderte die Frau Professorin.

„Was nicht gar? — Gut, theile mir mit, wenn Deiner an die Reihe kommt, und ich werde mich revanchiren!“ war die verblüffende Antwort des Professors. [W. S. A.]

### Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösung des Bilder-Räthsel in Nr. 21:  
Wer sich verläßt auf sein Glück, fällt oft im Augenblick.

### Silben-Räthsel.

bach, brenn, che, che, de, der, do, ei, ei, el, garn, ger, ho, i, faul, la, li, man, mer, ne, ne, nes, ni, nig, müs, pha, ra, re, se, sel, so, som, spru, ste, un, vi.

Aus den vorstehenden Silben sind vierzehn Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1) ein Königreich, 2) ein Saiteninstrument, 3) einen berühmten deutschen Maler, 4) einen Baum, 5) eine Süßigkeit, 6) eine wohlriechende Blume, 7) einen deutschen Fluß, 8) einen afrikanischen Volksstamm, 9) einen Waffengeführten Wallenstein's, 10) eine biblische Person, 11) eine Pflanze, 12) einen Mädchennamen, 13) eine Jahreszeit, 14) einen der größten Vorfürer des Menschen. Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, und die Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, einen Kernspruch.

Auflösung folgt in Nr. 23. [Heinrich Vogt.]

### Somonym.

Kennt du das Wort: ein Fisch zugleich  
Und eine Stadt in Oesterreich?

[F. Müller-Saalfeld.]

Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösung des Räthsel in Nr. 21:  
Der Buchstabe d.

### Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung  
(W. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.